

Positionen zur ›Frauenfrage‹ im Vorfeld des Ersten Weltkriegs

Gabriele Reuter und Lily Braun

Die Rolle der Frau war eines der großen Themen der Jahrhundertwende. Die Debatten drehten sich um den Zugang von Frauen zur höheren Bildung, um ihre Berufstätigkeit und um das Frauenwahlrecht. Im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts allerdings wandelte sich das merklich. Exemplarisch zeigt sich das an der Menge der Veröffentlichungen zum Thema Frauenstudium: Obwohl mit der Öffnung auch der preußischen Universitäten für Studentinnen die Zahl studierender Frauen seit 1908 sprunghaft anstieg, gab es nicht mehr, sondern sogar weniger entsprechende Publikationen.¹ Neben der Vermutung, das Interesse am Thema habe mit dem Erreichen des Ziels nachgelassen, lässt sich dieser Befund zugleich als Indiz für den diskurshistorischen Einschnitt verstehen, den der herannahende Weltkrieg mit sich brachte. Auf der anderen Seite steht die Wahrnehmung, der Krieg habe die Emanzipation über die aktive Teilhabe von Frauen am öffentlichen Leben wesentlich befördert. Dabei ist nicht nur an die Verwundetenpflege an der Front und an den Ersatz männlicher Arbeitskräfte durch Frauen in den heimatlichen Wirtschaftsbetrieben zu denken, sondern auch daran, dass Frauen durch den Kriegseinsatz vieler Studenten offenere Aufnahme an den Universitäten fanden und während des Kriegs de facto ein Drittel aller Studierenden ausmachten.² Dass daraus indes nicht zugleich auf

- 1 Als Beispiel diene die Publikationslage in einer der einschlägigsten zeitgenössischen Frauenzeitschriften: der von Helene Lange herausgegebenen Monatsschrift *Die Frau*. Trotz Schwankungen (Band 14 (1906/1907) enthält keine nennenswerten Artikel zum Frauenstudium) ist nach 1900 insgesamt ein Anstieg an längeren Aufsätzen und Buchrezensionen festzustellen. Nach Band 15 (1907/1908), der sieben substanzielle, zum Teil mehrteilige Artikel enthält (zum Beispiel von Helene Lange, Gertrud Bäumer, Marie Joachimi-Dege, Franziska Tiburtius), ist ein markanter Einschnitt bezüglich der längeren Aufsätze festzustellen: Die beiden Bände 16 und 17 (1908 bis 1910) bringen keinen einzigen Artikel zum Thema, die darauf folgenden Bände 19 und 20 nur noch jeweils zwei Beiträge, im Band 21 des Vorkriegsjahrgangs erscheint ein allgemeiner Artikel zur *Diskussion: Landtag und Universität* (anonym, S. 434). In Band 22 (1914/1915) findet sich kein Artikel zum engeren Bereich des Frauenstudiums, sondern nur ein mehrseitiger Beitrag von Josephine Levy-Rathenau zur *Organisation der Berufsberatung* (S. 343-347).
- 2 Der offizielle Anteil der Frauen lag bei 9 Prozent, war aber aufgrund des Kriegseinsatzes männlicher Kommilitonen »reine Fiktion«. Claudia Huerkamp: *Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900-1945*. Göttingen 1996, S. 76.

einen Emanzipationsschub im zeitgenössischen Geschlechterdiskurs geschlossen werden kann, haben geschichtswissenschaftliche Studien nachgewiesen.³

Vor diesem Hintergrund soll die Frage verfolgt werden, ob und wie sich die Positionen bei Autorinnen des Weimarer Umfelds, deren Interesse vorrangig der Stellung der Frau in der Gesellschaft galt, in den letzten zehn Jahren vor Kriegsausbruch ändern. Der Bezug zu Weimar ist dem Fokus des vorliegenden Jahrbuchs geschuldet, zugleich aber für das Thema der Frauenemanzipation bei Schriftstellerinnen ein naheliegender Ausgangspunkt – und zwar nicht nur wegen der gerade in Frauenbildungsfragen sehr aktiven Weimarer Frauenvereine um Hedwig Kettler oder Selma von Lengefeld⁴ und der außergewöhnlichen Freiräume, die hier für Künstlerinnen bestanden. Weimar ist auch der Ort, auf den sich viele Schriftstellerinnen als Inbegriff deutscher Kultur bezogen, etwa Ella Mensch oder Käthe Schirmacher, die später für die Deutsch-nationale Volkspartei als erste weibliche Abgeordnete in die Weimarer Nationalversammlung einzog.

Im Zentrum meines Beitrags stehen Gabriele Reuter, eine Weimarer Literatin im wörtlichen Sinne, und Lily Braun, der Weimar ein symbolträchtiger Bezugsraum war – ein, wie Angelika Pöthe es zusammenfasst, »kulturvolle[r] Raum« und »harmonische[r] Ort, der die Figuren und Bilder des 18. Jahrhunderts bewahrt, in dem freilich eine bestimmte Dekadenz, ein Verblässen der Farben sichtbar werden«.⁵ Untersucht werden frauenpolitische Essays der beiden Autorinnen, wobei die am Vorabend des Ersten Weltkriegs entstandenen Schriften mit den kurz nach Kriegsausbruch geschriebenen kontrastiert werden. Den Abschluss bildet ein exemplarischer Blick auf das literarische Schreiben, speziell auf Brauns Roman *Die Liebesbriefe der Marquise* (1912), weil dieser eine verdeckte Auseinandersetzung mit dem bevorstehenden Umbruch kurz vor Beginn des Weltkriegs darstellt.

Gabriele Reuters und Lily Brauns Essayistik

Gabriele Reuter und Lily Braun, die sich in Weimar trafen, trennt vieles. Die in Ägypten geborene Kaufmannstochter, die einen wesentlichen Teil ihrer Lebenszeit in Weimar verbrachte, steht der adeligen Generalstochter gegenüber, die

3 Vgl. (mit weiteren Literaturhinweisen) Heidrun Zettelbauer: »Die Liebe sei euer Hel-dentum«. Krieg und Geschlecht im deutschnationalen Diskurs im Ersten Weltkrieg. In: Petra Ernst, Sabine A. Harting, Werner Suppanz (Hrsg.): Aggression und Kathar-sis. Der Erste Weltkrieg im Diskurs der Moderne. Wien 2004, S. 187-218.

4 Vgl. Mädchenpensionate – Töchterheime – Frauenschulen. Wege weiblicher Bildung in Weimar 1850 bis 1950. Ausstellungskatalog, Stadtmuseum Weimar. Weimar 2010.

5 Angelika Pöthe: Fin de Siècle in Weimar. Moderne und Antimoderne 1885 bis 1918. Köln, Weimar, Wien 2011, S. 46.

Berlin zu ihrem Lebensmittelpunkt machte und Weimar nur streifte.⁶ Die eine war eine Bestsellerautorin, die mehr, als sie es selbst betrieb, als Vorkämpferin für Frauenrechte wahrgenommen wurde,⁷ die andere eine engagierte Sozialdemokratin, deren Zugehörigkeit zur ›Umsturzpartei‹ zum Bruch mit ihrer Familie führte und der man in der eigenen Partei Revisionismus vorwarf. Was sie verbindet, ist zunächst einmal nur das prinzipielle Interesse an der Stellung der Frau in der Gesellschaft. Dennoch gleichen sich, um dies vorwegzunehmen, bestimmte Diskursmuster. Für die Leitperspektive, die sich auf diskurstypische Momente im Umfeld des Weltkriegs richtet, ist der Blick auf gerade diese beiden von den Ausgangsbedingungen her so verschiedenen Diskursteilnehmerinnen vielversprechend.

Gabriele Reuter kommt für den zeitgenössischen Diskurs insgesamt eine wichtige Position zu. Sie war eine bemerkenswert produktive und erfolgreiche Schriftstellerin. Der Roman *Aus gutem Hause* (1895), der, wie Reuter später schreibt, »[g]anz Deutschland beschäftigt[-]« und »einen Sturm« ausgelöst habe, machte sie schlagartig berühmt.⁸ Insgesamt sind siebzehn Romane zu verzeichnen, mit zum Teil über zwanzig Auflagen, zahlreiche Novellen, zwei Dramen, Jugendliteratur und autofiktionale Texte. Hinsichtlich Stil und Hauptthema, der beklagenswerten Lage bürgerlicher Frauen und Mädchen, traf sie offensichtlich einen Nerv der Zeit.

In ihren essayistischen Beiträgen zur ›Frauenfrage‹ aus diesen Jahren ist ein persönlichkeitsbezogener Ansatz leitend, aus dem Folgerungen von gesamtgesellschaftlicher und auch politischer Relevanz abgeleitet werden. 1910 erschien in Helene Stöckers Zeitschrift des Mutterschutzbundes ein Artikel von Reuter mit dem Titel *Die Erziehung des Mannes durch die Frau*.⁹ Hierin kritisiert sie die »Gesinnung der großen Menge der Männer in bezug auf das weibliche Geschlecht«. Resultat sei eine Rohheit, die nicht nur »[j]ede Freiheit in Liebesdingen« unmöglich mache, sondern an der Volksentwicklung im Ganzen zweifeln lasse.¹⁰ Ist, so fragt sie, »die Krankheit in den Seelen und Sinnen unserer

6 Gabriele Reuter hatte mit Einnahmen aus ihrer Schriftstellerei dazu beigetragen, dass die nach dem Tod des Vaters verarmte Familie 1879 nach Weimar ziehen konnte, wo sie zunächst bis 1890 lebte. Nach verschiedenen Umzügen und einer langen Zeit in Berlin kehrte Reuter 1929 endgültig nach Weimar zurück. Lily Braun hielt sich lediglich besuchsweise in Weimar auf, erstmals 1877.

7 Vgl. Hubert Amft: Dem Geist des Ortes verpflichtet. Lebensbilder und Werk von sechs Weimarer Schriftstellerinnen. Weimar 2005, S. 138 f.

8 Gabriele Reuter: Vom Kinde zum Menschen. Die Geschichte meiner Jugend. Berlin 1921, S. 474. Vgl. dazu Lilo Weber: Hysterie in Texten von Theodor Fontane, Hedwig Dohm, Gabriele Reuter und Minna Kautsky. Bielefeld 1996, S. 196; Hubert Amft: Dem Geist des Ortes verpflichtet (Anm. 7), S. 138.

9 Gabriele Reuter: Die Erziehung des Mannes durch die Frau. In: Die neue Generation 6 (1910), H. 1, S. 19–25.

10 Ebenda, S. 19.

Männerwelt nicht bereits so weit vorgeschritten, daß jeden Menschenfreund ein Grauen vor der Zukunft unseres Volkes überkommen muß?«¹¹ Die Verantwortung daran weist sie jedoch nicht dem Mann zu, sondern der Frau, genauer der Mutter, denn: »Alle die Männer, die sich an Frauen versündigen, haben doch Mütter gehabt [...]! Sie haben ihre ersten grundlegenden Eindrücke über Welt und Menschen durch eine Frau empfangen«.¹² Wesentlich sei hier die vorgelebte Beziehung zum Gatten, für die wiederum die eigene Haltung die Basis bilde. »Ein starker Mensch schaf[f]t sich die Lebensgesetze für sich und seinen Kreis selbst [...]. Solange mein Stimmrecht nicht in meinem eignen Hause erworben, gewonnen und als ein Unantastbares hochgehalten worden ist – solange werde ich die Pforten des Reichstages niemals damit sprengen können!«¹³ Das Private wird mit einer politischen Dimension versehen: Die Selbstachtung der Mutter, aus der der Sohn die Achtung für alle Frauen lerne, wird zur Grundlage für die sittliche Entwicklung des Volkes erklärt.

Unmittelbar vor Kriegsausbruch erscheint von Gabriele Reuter eine Broschüre mit dem Titel *Liebe und Stimmrecht*, in der bestimmte Argumentationsmuster wiederkehren.¹⁴ Die scheinbaren Gegensätze – die Liebe, der »allerprivateste[-] Besitz einer jeden Menschenseele«, und das Frauenstimmrecht, »ein Kampfbjekt in der Welt der Realitäten!« – werden in eine innere Beziehung gebracht.¹⁵ Auch hier geht Reuter von einem privat-persönlichen Ansatz aus, bei dem die Entwicklung des Einzelnen mit einer gesamtgesellschaftlichen Bedeutung versehen wird. Erklärtermaßen geht es ihr »um gemeinsame Entwicklungsfragen«.¹⁶ Zunächst entwirft sie ein Konzept der »höchsten Liebe«. Diese sei »jenseits von Altruismus und Egoismus« zu verorten und bestehe darin, dem anderen zu wünschen, was ihn aus seinem Wesen heraus weiterbringe – auch wenn dies den eigenen Interessen widerspreche oder man einen Irrweg darin vermute.¹⁷ Wieder nimmt die Mutterliebe, die keine »Gluckhennenliebe« sei,¹⁸ eine entscheidende Rolle in der Argumentation ein, insofern sie als Beispiel dient:

Mit der höchsten Liebe lassen Deutschlands Mütter ihre Söhne in die Fiebersümpfe, [...] unter die vergifteten Waffen der Neger in die Kolonien, um die Erde zu erringen. Es ist die höchste Liebe, mit der sie ihre Söhne hinaufsteigen sehen in die Lüfte – und sie sitzen und warten, daß man ihnen den

11 Ebenda, S. 21.

12 Ebenda, S. 22.

13 Ebenda, S. 23.

14 Gabriele Reuter: *Liebe und Stimmrecht*. Berlin 1914.

15 Ebenda, S. 9 f.

16 Ebenda, S. 50.

17 Ebenda, S. 51.

18 Ebenda, S. 53.

Sohn ihres Leibes mit zerschmetterten Gliedern heimbringt. Sie halten ihn nicht zurück [...] – das ist Heldenliebe!¹⁹

Eine solche Liebe fordert Reuter auch von den Männern für die Frauen, für deren Entwicklung zur »vollen Menschwerdung« »die Teilhabe am öffentlichen Leben« und damit das Wahlrecht unbedingt nötig seien.²⁰ Diese Notwendigkeit gelte unabhängig davon, ob das Experiment letztlich Früchte tragen oder scheitern werde.²¹ Denn es gehe darum, den Frauen zu ermöglichen, sich selbst zu entfalten und die eigenen Fähigkeiten und Grenzen zu erfahren. Das inhaltliche Argument der Opferbereitschaft des Liebenden sowie Rhetorik und Wortwahl stellen bereits eine latente Bezugsmöglichkeit zum herannahenden Krieg dar; so auch in der Schlussformel: »Werden Deutschlands Männer sich von Deutschlands Müttern beschämen lassen? Nein – wir glauben es nicht. Dazu denken wir Frauen zu hoch von dem starken Geist und der Heldenkraft deutscher Männer«.²²

Kurz nach Beginn des Kriegs verfasst Reuter einen Beitrag zum epochalen Ereignis.²³ Aber selbst wenn dieses nun zum zentralen Bezugspunkt avanciert, verändert sich doch die prinzipielle Zielsetzung ihres Ansatzes nicht. Denn der Krieg bietet ihr lediglich einen gesteigerten Rahmen zur Persönlichkeitserweiterung und Veredelung menschlicher Kraft und Größe – und dies gerade auch für das weibliche Geschlecht. Der Aufsatz mit dem Titel *Der Krieg und die Mädchen* ist mit einem Kranz von Rosen illustriert. Er richtet sich an die Mädchen, die noch zu jung sind, um »als Rote-Kreuz-Schwester ins Feld [zu] ziehen«.²⁴ Den jungen Adressatinnen wird Enttäuschung und Verbitterung darüber zugeschrieben, »daß das Ringen der Nationen vorübergehen soll, ohne ihnen selbst ein gewaltiges Persönlichkeitserlebnis gebracht zu haben«.²⁵ Dabei wird der Krieg von der Verfasserin als Chance für Mädchen stilisiert, die »Nichtigkeit des eignen winzigen Daseins« zu überwinden.²⁶ Ist zu Beginn des Essays noch die Rede von einer weiblichen »Armee hinter den männlichen Kämpfern«, ²⁷ folgt im weiteren Verlauf der Appell, »an die Stelle von Männern zu treten«.²⁸ Die besondere Aufgabe der Mädchen liege aber in der Liebe: darin, mit »Herzenswärme« die »Trauerhäuser« zu beseelen, »deren es nun so

19 Ebenda.

20 Ebenda, S. 47.

21 Vgl. ebenda, S. 48 f.

22 Ebenda, S. 53.

23 Gabriele Reuter: *Der Krieg und die Mädchen*. In: Scherls Jungmädchen-Buch 1 (1914), S. XI-XX.

24 Ebenda, S. XI.

25 Ebenda, S. XI f.

26 Ebenda, S. XV.

27 Ebenda, S. XI.

28 Ebenda, S. XV.

viele, viele in Deutschland geben wird«. Mit einem Seitenhieb auf die Berufsbestrebungen der Frauenbewegung betont Reuter die Rückkehr zu weiblichen Qualitäten; »gereinigt« seien »die Seelen [...] durch die gemeinsame Not«. ²⁹

Der Krieg als sittliche Bewährungsprobe und Läuterung³⁰ ist ein gängiger Topos der Zeit. Ungewöhnlich aber ist, dass Reuter den Akzent auf die Persönlichkeitsentfaltung der Mädchen legt: Der Krieg dient den Mädchen, nicht umgekehrt. Die Not erscheint dabei als Katalysator bereitliegender Kräfte. Dies liest sich wie eine Fortsetzung und Steigerung der Passage aus dem Artikel *Liebe und Stimmrecht*, in der Reuter die Teilhabe an politischer Mitbestimmung als Entfaltungsnotwendigkeit für die Frau fordert und auf den rhetorischen Einwand, der Staat sei »nicht dazu da, um den Frauen zu Experimenten ihrer Entwicklung zu dienen«, antwortet: »Doch – gerade dazu ist er da«. »Seit Staaten existieren, waren sie Tummelplätze für Experimente zur Menschheitsentwicklung«. ³¹ In der Folge der Essays liest sich der Krieg als ein weiteres »Experiment zur Menschheitsentwicklung«, und zwar auch und gerade für junge Frauen, denen sich dadurch innerhalb der traditionellen Gesellschaftsordnung neue Tätigkeitsfelder eröffnen.

So unterschiedlich sich Lily Brauns politischer Standpunkt zu dem Gabriele Reuters darstellt, so sehr lassen sich in den Essays von Braun ähnliche Leitbegriffe ausmachen. Auch bei ihr wird die »Not« zum Schlüsselargument: Durch die Not werde die Frau zu großen Taten befähigt. Bei Braun taucht dieses Argumentationsmuster bereits in dem Essay *Die Frauen und die Politik* von 1903 auf. ³² Zu diesem Zeitpunkt ist die Verfasserin noch pazifistisch eingestellt. In dem Essay benennt sie früh die Gefahr eines drohenden Kriegs: »Lauter, eindringlicher denn je appelliert unsere Zeit an das Interesse, an die Mitarbeit der Frauen: die Welt starrt in Waffen zu Wasser und zu Lande, als ginge es einem männermordenden Kriege entgegen«. ³³ Die eigene Zeit wird als besonders krisenhafte wahrgenommen: Mehr als sonst komme es darauf an, dass die Frauen sich auf ihre Verantwortung für das Allgemeinwohl besinnen, und zwar nicht nur mit »edle[n] Gefühle[n]«, sondern mit konkreter »täglicher Arbeit, Pflichten und Forderungen«. ³⁴ Im Rahmen der sozialistischen und frauenpolitischen Akzentuierung des Essays wird das Kriegsszenario nicht zum zentralen Thema. Stattdessen trägt es zum Gesamtbild einer pessimistischen Gesellschaftsdiagnose bei, aus der die Verfasserin die Notwendigkeit einer Teilhabe der Frauen am politischen Leben ableitet, und zwar im Einsatz gegen eine bedrohliche Tendenz, die auf weltpolitische Großmannssucht und Ko-

29 Ebenda, S. XIXf.

30 Vgl. zum Diskurs (mit zeitgenössischen Quellenhinweisen) Heidrun Zettelbauer: »Die Liebe sei euer Heldentum« (Anm. 3), S. 192.

31 Gabriele Reuter: *Liebe und Stimmrecht* (Anm. 14), S. 49.

32 Lily Braun: *Die Frauen und die Politik*. Berlin 1903.

33 Ebenda, S. 13.

34 Ebenda, S. 15.

lonien ziele und insgesamt ein ausbeuterisches System zu Lasten der »darben-[den]« Massen stabilisiere. »Warum die Aufrüstung?«, fragt sie:

Etwa weil das Vaterland in Gefahr steht, weil es gilt, Leben, Ehre, Freiheit zu vertheidigen, – Güter, für die jeder Mann sein Leben in die Schanze schlagen wird? Sehr fern liegen dem Volke die Weltmachtsgelüste der Regierenden, und eine rechte Mutter, die den Sohn lehrte, tapfer zu sein und furchtlos, Ehre und Freiheit höher zu stellen als das Leben, die muß sich empören, wenn man ihn zwingen will, für Besitzgier oder romantische Träume Anderer sein Blut zu vergießen. Noch Schlimmeres aber hat sie zu fürchten: die Armee gilt als die stärkste Stütze der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung.³⁵

Hier deutet sich im Vergleich zu Reuter die andere, politisch motivierte Orientierung an: Nicht auf die Lage bürgerlicher Frauen zielt Brauns Perspektive, sondern auf die Frauen innerhalb der Arbeiterschaft, und nicht um die evolutionär zu nennende Weiterentwicklung der Gesellschaft aus persönlicher Vervollkommenung heraus geht es ihr, sondern um den reformerischen oder revolutionären Umbau des Gesellschaftssystems. Braun bezieht in diesem Essay Position gegen einen Militarismus, den sie im Verbund mit Imperialismus und Kapitalismus sieht, und sie fordert den tätigen Beitrag der Frauen für eine Verbesserung der gesellschaftlichen Situation.

Die im Geschlechterdiskurs um 1900 mit seiner geschlechterspezifischen Trennung von privater und öffentlicher Sphäre heikle Frage ist die nach der Teilhabe der Frauen am öffentlichen Leben. Braun antwortet darauf mit dem Hinweis, dass Frauen längst Teil der Arbeitswelt seien – nicht aus Ehrgeiz und Selbstsucht, sondern aus purer Not. Vor allem die Mutterliebe sei es, die die Frauen aus dem Haus treibe, um ihren Kindern eine Lebensgrundlage zu schaffen. Dass dies, nämlich die Berufstätigkeit breiter Massen von Frauen, überhaupt möglich geworden sei, liege an der technischen Entwicklung: an der »Revolution der Maschine«, durch die physische Stärke keine notwendige Voraussetzung bei Fertigungsprozessen mehr darstelle.³⁶

In ihrem materialistischen Ansatz, der von Arbeits- und Produktionsverhältnissen ausgeht, zeigt sich das Studium sozialistischer Theorie. Bemerkenswert ist die Bedeutung, die Braun gerade den Frauen für die gesellschaftspolitische Weiterentwicklung zuweist. Statt von Haupt- und Nebenwiderspruch auszugehen und darauf zu bauen, dass sich die Lage der Frauen nach einer sozialistischen Neuordnung automatisch verbessern werde, man der Geschlechterfrage also keine vorrangige Beachtung schenken müsse, argumentiert Braun anders. Zwar ist auch bei ihr die Lösung der »Frauenfrage« nicht das Ziel, aber sie rückt die Frauen als Handelnde ins Zentrum aller sozialistischen Bestrebungen: Erst

³⁵ Ebenda, S. 24.

³⁶ Ebenda, S. 4.

durch die Frauen mit ihrem tatkräftigen Beitrag würden Revolutionen angestoßen. Als Beispiel verweist sie auf die Französische Revolution, wobei sie nicht den Sturm auf die Bastille als den entscheidenden Auslöser für die Überwindung der tyrannischen Monokratie stilisiert, sondern den Marsch der hungernden Frauen nach Versailles im Oktober 1789. Dies freilich sei zur Episode ohne Dauer degradiert worden: »Die Revolution, deren Geburtshelferinnen zwei eng Vereinte gewesen waren: das Weib und die Armuth, hatte ihrer bald vergessen; ihre Menschenrechte waren nur Männerrechte, ihre Freiheit und Gleichheit hatte für die Sklaven der Arbeit keine Geltung«. ³⁷

In der Gegenwart gehe es darum, die Tatkraft der Frauen durch die selbstbewusste Teilhabe am öffentlichen Leben zu verstetigen. Ihr massenhafter Eintritt in die moderne Arbeitswelt – aus ökonomischem Elend erwachsen und durch die Maschinisierung ermöglicht – bilde dazu die Grundlage. Lily Braun bringt das auf die Formel der »grausame[n] Lehrmeisterin Noth«, die »die große Emanzipatorin Arbeit gezeugt hätte«. ³⁸ Im zeittypischen Pathos mit Kampf- und Heldenmetaphern imaginiert Braun die Erweckung der Frau zu ihrer großen Aufgabe: »[A]n der Schwelle des 20. Jahrhunderts steht das Weib voll Kraft und Würde, Einlaß begehend in den großen Rath der Menschheit, die Märtyrerkrone der Noth auf dem Haupt, in den Händen die Siegespalme der Arbeit«. ³⁹

Einige Jahre später, nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs, zeigen sich die Koordinaten verändert. Lily Braun, deren erste öffentliche Rede (1895) einem flammenden Plädoyer für das Frauenwahlrecht gegolten hatte, schreibt 1915 im Essay *Die Frauen und der Krieg* mit Begeisterung von einem ganz anderen Aufbruch der Frauen: ⁴⁰

Die unsichtbare Macht, die jene siebzigtausend Berlinerinnen vor dem Reichstag zusammenscharte, – nicht um für das Wahlrecht zu demonstrieren, sondern um sich der Kranken- und Verwundetenpflege zur Verfügung zu stellen –, war nur der gewaltige Durchbruch jenes lange verschütteten weiblichen Gefühls, das nichts anderes will, als: helfen und heilen, – jenes primitiven Geschlechtsgefühls, das ein einziges Wort am reinsten darstellt: Mütterlichkeit. ⁴¹

³⁷ Ebenda.

³⁸ Ebenda, S. 10.

³⁹ Ebenda, S. 15.

⁴⁰ Lily Braun: *Die Frauen und der Krieg*. Leipzig 1915. Das Fazit über die Entwicklung der Frauenbewegung bis zum Krieg fällt darin negativ aus: Statt eines großen gemeinsamen Einsatzes sei die Frauenbewegung von Zersplitterung und »fratzenhaft kleinliche[m] Kampf der Personen« gekennzeichnet gewesen, die Jugend hätte sich distanziert, »selbst die Studentinnen, die ihre Existenz allein der Frauenbewegung verdankten« (ebenda, S. 5).

⁴¹ Ebenda, S. 11.

Die Tatkraft, die daraus resultiere, wird nun dazu reklamiert, den männlichen Krieg zu unterstützen, und nicht mehr dazu, den Männern als Vorkämpferinnen für eine verbesserte Gesellschaft voranzugehen und dem Militarismus Einhalt zu gebieten. Braun befand sich mit der Forderung nach weiblicher Unterstützung für das gemeinsame Kriegsziel durchaus im Einklang mit einem allgemeinen Tendenzwandel in breiten Kreisen der Frauenbewegung, der sich unter der Prämisse vollzog, es gebe angesichts des Kriegs Wichtigeres als die Verfolgung von Fraueninteressen, die man nun zunehmend als egoistisch einstufte. Als positive Entwicklung beschreibt Braun, dass große Frauenorganisationen im »Verband der deutschen Landes-Frauenvereine vom Roten Kreuz« aufgingen, um alle Ressourcen nun der Verwundetenpflege im Feld zu widmen.⁴²

Braun entwickelt ihr eigenes Plädoyer, indem sie es explizit in eine als allgemein dargestellte Strömung einordnet. An die Stelle von Emanzipationsbestrebungen und Solidarität unter Frauen, wesentlichen Aspekten in Brauns früherem Essay, tritt nun eine Rückbesinnung auf das traditionelle Ideal der Mütterlichkeit,⁴³ das aber vom Privaten ins Öffentliche gespiegelt wird. Denn es wird als Sorge auf das ganze Volk bezogen: Aus der Fürsorge für die Familienmitglieder wird die Krankenpflege an der Front und aus der Hauswirtschaft die Volkswirtschaft in der Heimat. Braun beruft sich auf eine spezifisch weibliche »Natur«, die sich mit den Notwendigkeiten des Kriegs wieder Bahn geschaffen habe. »Die Arbeitsgebiete«, denen sich die Frauen jetzt verschreiben würden, so betont sie im Rekurs auf eine verbreitete Argumentationsweise im zeitgenössischen Geschlechterdiskurs, »entsprachen durchaus dem ursprünglichen Schaffen und Wirken des Weibes, wie ihre Geschlechtsbestimmung sie ihr zugewiesen«. ⁴⁴

Der vormals von Braun vertretene Pazifismus⁴⁵ wird nun als »sentimental[-]«⁴⁶ verworfen. Den Krieg vergleicht sie – auch dies ein zeittypischer Topos – mit

42 Ebenda, S. 12.

43 Zur Bedeutung, die Braun der Mütterlichkeit in einer Phase persönlich erfahrener parteipolitischer Ausgrenzung zunehmend zuschreibt, vgl. Ute Lischke: Lily Braun: 1865-1916. German Writer, Feminist, Socialist. Rochester (NY), Woodbridge 2000, S. 95.

44 Lily Braun: Die Frauen und der Krieg (Anm. 40), S. 17.

45 So hatte sie beispielsweise 1903 die Kriegsbriefe des Vaters aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 publiziert, weil diese – wie Braun noch 1904 betont – »dem Schreiber vollkommen unbewußt, den Frieden predigen und den Krieg verurteilen«. Hätten die Briefe, so schreibt Braun, »nichts enthalten als eine Verherrlichung des Krieges im Sinne der heutigen Chauvinisten, ich hätte sie nicht veröffentlicht«. Lily Braun: Wahrheit oder Legende. Ein Wort zu den Kriegsbriefen des Generals von Kretschman. Stuttgart 1904, S. 31. Vgl. dazu auch Julie Vogelstein: Lily Braun. Ein Lebensbild. In: Lily Braun: Gesammelte Werke. 6 Bde. Berlin [1923]. Bd. 1, S. I-CXXXVI, hier S. CIV.

46 Lily Braun: Die Frauen und der Krieg (Anm. 40), S. 11.

einer willkommenen, reinigenden Naturgewalt: Notwendig sei er, »[w]ie die Bäume des Sturms bedürfen, der [...] Zweige und Äste grausam knickt, um dem nächsten Frühling die Bahn zu bereiten«. ⁴⁷ Hinsichtlich der Geschlechter sei die begrüßenswerte Folge eine Rückkehr zu »echter« Weiblichkeit und »echter« Männlichkeit: »das Ursprüngliche in alter reiner Zeichnung«. Zu den Fehlbildungen, mit denen der Krieg aufräume, zählt Braun bei den Männern »all jene Effemisierungerscheinungen [...] und alles hohle Weltbürgertum, das drohte, uns ganz zu entwurzeln«, und bei den Frauen »die männischen, – (da ich unmöglich in diesem Zusammenhang von »männlich« sprechen kann) –, Gelüste und Ehrsuchte«. An späterer Stelle ergänzt sie: »Verschwunden waren mit einem Schlage alle spezifisch frauenrechtlerischen Forderungen, die stets in der Gleichstellung mit dem Manne gipfelten«. ⁴⁸

Diese argumentative Ausrichtung lässt sich als Revision eigener Standpunkte verstehen: Die Emanzipation der Frauen wird in Frage gestellt und problematisiert, der Pazifismus und der sozialistische Internationalismus werden verworfen. Von einer einfachen Kehrtwendung kann aber nicht gesprochen werden, denn wesentliche Elemente früherer Positionen bleiben erkennbar. Die Abwendung von einer Weltgemeinschaft baut zugleich auf die Überwindung der Klassegegensätze innerhalb des Volkes durch das gemeinsame Ziel. Für die Frauen lehnt Braun zwar die Autonomiebestrebungen ab, das prinzipielle Recht zur Teilhabe am gemeinsamen »großen Werk« setzt sie aber als unanzweifelbar voraus. Dabei ist daran zu erinnern, dass Braun auch im Vorkriegs-Essay die berufliche Selbständigkeit und das Mitbestimmungsrecht der Frauen in einem größeren Zusammenhang legitimiert: nicht als Selbstzweck, sondern als notwendige Voraussetzung für die große gesamtgesellschaftliche Revolution.

Mit dem Thema der Not, die die besten Kräfte mobilisiere, und der Mütterlichkeit, die als Geschlechtseigenschaft die Frauen auszeichne, nimmt Braun wesentliche Stichwörter aus dem frühen Essay auf, aber sie werden mühelos in die andere Schwerpunktsetzung integriert, bei der das nationale Kriegsprojekt als Aufgabe und Chance begriffen wird. In der Variabilität des Diskursfeldes, in dem eingeführte Schlüsselbegriffe umcodiert und in andere Bezüge verschoben werden, kann das Fallbeispiel durchaus als symptomatisch gelten.

Sowohl Reuter als auch Braun beziehen sich in dieser Phase positiv auf den Krieg als befreiende und reinigende Kraft, und sie berufen sich auf einen Schlüsselbegriff des traditionellen Geschlechterdiskurses, nämlich die Mutterliebe als natürliche weibliche Tugend, um die Rolle der Frau zu bestimmen. Im Vergleich zeigt sich dabei, dass die gemeinhin als wesentlich konservativer eingestufte bürgerliche Schriftstellerin Reuter frauenpolitisch radikalere Positionen bezieht als die erklärte politische Aktivistin Braun. Während Braun für den spezifisch

⁴⁷ Hier und im Folgenden ebenda, S. 10 f.

⁴⁸ Ebenda, S. 17.

weiblichen Dienst am Volk als Pflegerin und Wirtschaftlerin plädiert, dabei aber der emanzipatorischen Selbstverwirklichung der Frau eine Absage erteilt, stellt Reuter gerade Letztere ins Zentrum und argumentiert umgekehrt: Der Krieg ermögliche der Frau die große Erfahrung jenseits der Beschränkungen, die ihr die Gesellschaft bisher auferlegte. Damit bleibt Reuter letztlich ihrem Thema und ihrer Perspektive treu, wohingegen bei Braun eine merkliche Umakzentuierung auszumachen ist. In dieser Widersprüchlichkeit, die sich in diachroner Perspektive offenbart, zeigt der Fall von Lily Braun die Ambivalenz des Diskursfeldes vor und nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Der Befund wird noch deutlicher, wenn man einen Blick auf die literarischen Arbeiten der beiden Autorinnen vor dem Krieg wirft.

Literarisches Schreiben im Vorfeld des Ersten Weltkriegs

Der einzige Roman, den Gabriele Reuter in den Vorkriegsjahren verfasst, *Frühlingstaumel* (1911), ist insofern »unauffällig«, als hier das Leitthema Reuters, das unerfüllte Leben der bürgerlichen Frau in einem weiteren Beispiel gestaltet wird.⁴⁹ Es geht um eine Schauspielerin, eine »bekannte Darstellerin Ibsenscher Frauenrollen«,⁵⁰ die sich nach klassischen Stücken sehnt. In Rom trifft sie auf die große Liebe, deren Erfüllung ihr allerdings versagt bleibt. Im diagnostischen Blick auf ein Frauenschicksal, das auf Enttäuschung, Verzicht und Resignation hinausläuft, zeichnet die Autorin ein Bild begrenzter Lebensmöglichkeiten von Frauen in der zeitgenössischen Gesellschaft.⁵¹ Der Mann, in den sich die Protagonistin verliebt, wird als jemand beschrieben, der sich aufgrund seiner Kolonialreisen »mehr zum deutschen Patrioten« entwickelt habe, »als er es in seiner ersten Jugend für möglich gehalten hätte«. ⁵² Aktuelle Zeitpolitik steht ansonsten kaum im Fokus, wohl aber werden gesellschaftliche Rollen thematisiert. Dies ordnet sich gut in das literarische Werk Reuters ein und stellt also keine Ausnahme dar.

Im Fall von Lily Braun dagegen ist das literarische Schaffen in der unmittelbaren Vorkriegszeit irritierend. Auffällig ist, dass Braun mit den fiktionalen Werken, die aufgrund von Anfeindungen in der eigenen Partei in dieser Zeit einen größeren Raum einzunehmen beginnen, in Inhalt und Form in die Ver-

49 Gabriele Reuter: *Frühlingstaumel*. Berlin 1911.

50 Ebenda, S. 42.

51 Mit einem weiteren Roman, *Jugend eines Idealisten*, schließt Reuter 1917 an die Geschichte der Schauspielerin Elena an. Hier wird vorgeführt, wie sie ihre Erfüllung über die ideale Form der Mutterliebe findet, indem sie die Ziele ihres inzwischen erwachsenen Sohnes aus einer unglücklichen Ehe über ihre eigenen Interessen stellt und mitträgt.

52 Gabriele Reuter: *Frühlingstaumel* (Anm. 49), S. 52.

gangenheit schweift. Neben dem zweiten Teil ihrer *Memoiren einer Sozialistin* (1911), deren Textstatus zwischen Autobiographie und Schlüsselroman changiert,⁵³ erscheinen vor allem zwei größere literarische Werke: der Briefroman *Die Liebesbriefe der Marquise* von 1912, der in die Spätphase der Monarchie in Frankreich führt, und das 1913 in Bremen uraufgeführte Versdrama *Mutter Maria*, das zur Zeit der Renaissance in Florenz spielt. Ich konzentriere mich auf den Briefroman, weil er an eine Konstellation anschließt, die für Lily Braun mit dem Geist Weimars verbunden ist.

In den *Lehrjahren*, dem ersten Teil ihrer *Memoiren*,⁵⁴ schildert Lily Braun anlässlich eines Aufenthalts in der Stadt, wofür ihr Weimar ein Sinnbild ist. Die Zeit scheint hier stehen geblieben zu sein, und zwar nicht nur im Vergleich zu ihrem letzten Besuch vor vielen Jahren: »Draußen vor meinem Zimmer plätscherte der Brunnen wie vor uralten Zeiten, und die Bäume rauschten feierlich, als träfe ihre Kronen niemals ein Wirbelsturm.«⁵⁵ Was sich bewahrt, ist allerdings keine mythische Vergangenheit, sondern die Erinnerung an die Goethezeit und das achtzehnte Jahrhundert, die »[w]ie ein süßer Duft verlöschter Wachskerzen [...] über all diesen Menschen und ihrer Umgebung [schwebt]«.⁵⁶ Die Tante erscheint der autofiktiven Protagonistin Alix wie der Schatten der Frau von Stein, der Großherzog spricht »in dem eleganten Französisch des ancien régime« und rühmt Alix', alias Lilys verstorbene Großmutter, eine natürliche Tochter von Napoleons Bruder Jérôme, die so sehr »Weimars Geist in sich verkörpert« habe.⁵⁷

Der Roman *Die Liebesbriefe der Marquise*⁵⁸ nimmt vieles von dem auf, was Braun in den *Memoiren* mit Weimar verbindet. Der Protagonistin dieses Briefromans schreibt der Geliebte: »Wie glücklich preise ich mich, daß ich die holdseligste Inkarnation des achtzehnten Jahrhunderts noch mein nennen darf!«.⁵⁹ Delphine de Montjoie, die im Zentrum des Romans steht, ist eine junge elsässische Gräfin, verheiratete Marquise, die die Spätphase des französischen Hofes miterlebt. Mit ihrer Schönheit erobert sie die Salons von Straßburg und Paris und den Hof von Versailles. Ein romantisches Szenario scheint aufgerufen – Reminiszenz an alte Zeiten und entfernte Gesellschaftsschichten, noch dazu Liebesgeschichten im Medium des Privatesten: Briefe, womit auch in der Form eine Referenz an das 18. Jahrhundert gemacht wird.

53 Vgl. dazu Ute Lischke: Lily Braun (Anm. 43), S. 88-98, bes. S. 88-90.

54 Hier zugrunde gelegte Ausgabe: Lily Braun: *Memoiren einer Sozialistin*. *Lehrjahre*. In: Dies.: *Gesammelte Werke* (Anm. 45), Bd. 2.

55 Ebenda, S. 400.

56 Ebenda, S. 402.

57 Ebenda, S. 400.

58 Hier zitierte Ausgabe: Lily Braun: *Die Liebesbriefe der Marquise*. In: Dies.: *Gesammelte Werke* (Anm. 45). Bd. 5, S. 1-347.

59 Ebenda, S. 249.

Vollzieht sich im literarischen Schreiben der Autorin also ein symbolischer Rückzug im ›Weimarer Geist‹? Wenig scheint auf die besondere Entstehungszeit, den Vorabend des Ersten Weltkriegs, hinzudeuten. Und doch wird gerade in diesem Kontext die Konstellation interessant. Denn Braun wählt den Moment des Übergangs: die letzten Ausläufer einer Epoche, von der sich die Heldin nicht lösen kann, obwohl sie die soziale Unfreiheit am eigenen Leib erfährt und die Armut der unteren Volksschichten als bedrückendes Unrecht empfindet. Unter der Oberfläche einer dekadenten Hofgesellschaft, die sich mit erotischen ›Schäferspielen‹ die Zeit vertreibt und von der sich Delphine zunehmend lossagt, brodeln das Aufbegehren des Volkes.

Über die Männer um Delphine entfaltet sich kaleidoskopisch ein Blick in die höhere Gesellschaft. Neben dem Gatten als Adelsvertreter alten Schlages repräsentieren die Verehrer verschiedene andere Typen, vom skrupellosen machtpolitischen Intriganten über den galanten Genussmenschen, den Emporkömmling und Opportunisten, den verachteten illegitimen Verwandten, der zum Revolutionär wird, bis hin zum aufklärerischen deutschen Hofmeister und zum integren Jugendfreund mit deutschen Wurzeln, der im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gegen die englischen Usurpatoren kämpft.

Vor dem Hintergrund der sich im Vorfeld des Weltkriegs verschärfenden nationalen Antagonismen ist bedeutsam, dass die Figuren in einem französisch-deutschen Bezugsfeld verortet werden. Bezeichnenderweise steht Delphine als Elsässerin dazwischen. Gegenüber den Männern mit ihren dezidierten Meinungen und Interessen, für die sie Delphine jeweils zu gewinnen versuchen, ist die Haltung der Frau nur indirekt zu erschließen, denn sie selbst kommt nicht zu Wort: Alle Briefe haben Delphine als Adressatin, keiner jedoch stammt von ihr. In der Konzeption des Briefromans ist ihre Position das Zentrum und gleichzeitig eine Leerstelle. Die Frage nach ihrer Entscheidung, sich vom Gatten loszusagen, die sich angesichts der äußeren Ereignisse immer dringlicher stellt, durchzieht den Roman bis zum Schluss. Wie vor ihm bereits der Hofmeister – »Haben Sie den Mut zu sich selbst«⁶⁰ – drängt auch der Geliebte Delphine dazu, sich von den sie bedrückenden Zwängen zu befreien. »Und jetzt, wo alles zusammenstürzt [...], wo die harte Faust einer eisengepanzten Epoche alle Heiligtümer – die Ehe, die Familie, die Freundschaft, die Königstreue – der juwelenbesetzten Gewänder entkleidete[-] [...], – jetzt, meine Delphine, können befreite Menschen über die Trümmer hinweg sich ruhig die Hände reichen«.⁶¹

In Bezug auf den Neubeginn, den die Revolution ermögliche, verwendet Braun eine Metaphorik von Naturgewalten und vegetativen Wachstumsprozessen, die auch im späteren Essay in Bezug auf den Ersten Weltkrieg vorkommt. Im Roman erteilt der Jugendfreund, ein aufrechter Streiter für eine bessere

60 Ebenda, S. 181.

61 Ebenda, S. 319 f.

Gesellschaft, falsch verstandenem Mitleid eine Absage: »[D]er morsche Stamm kann nicht erhalten werden, wenn junge Bäume zum Licht verlangen, und den alten Staat, der schon in seinen Grundfesten zittert, dürfen wir nicht stützen, wenn er einem neuen Geschlecht zu eng geworden ist«. ⁶² Eine allegorische Dimension ist auch bei der Gleichsetzung von individueller und staatspolitischer Geschichte auszumachen. Im Licht der Metapher der »altersgrauen Burg des Absolutismus«, in der sich der König »verschanze[-]«, ohne zu merken, »daß sie schon eine Ruine ist«, ⁶³ gewinnt auch der konkrete Lebensort Delphines eine doppelte Semantik: Die düstere Burg des Gatten ist durch »die unaufhörlichen Regengüsse« so feucht geworden, dass man befürchtet, die Bewohner könnten »Schaden leide[n]«. ⁶⁴

Delphines Entsagung, mit der sie im Alten verharret, statt den Aufbruch zu nutzen und mitzutragen, hat dennoch ein ideales und zukunftsweisendes Moment: Denn sie opfert sich nicht aus Kleinmütigkeit, sondern um ihr Kind nicht zurückzulassen. Paradoxerweise wird so der gemeinsame Sohn mit dem Geliebten, der die ideale Liebesverbindung vollkommen machen könnte, zum Trennungsgrund. In der Öffentlichkeit gilt Delphines Ehemann als der Vater, und der Marquis ist nicht bereit, seine Ehre und den Erben seines Namens preiszugeben. Er stellt Delphine vor die »grundlegende Frage [...]»: das Kind oder die Freiheit? ⁶⁵ In einer dramatischen Szene vor dem brennenden Schloss entscheidet sich die Mutter für das Kind und gegen ihr eigenes Liebesglück. Ausgerechnet ein rauer Volkskämpfer attestiert einer solchen geläuterten Haltung der Mütterlichkeit indirekt ihre politische Bedeutung: »Die Kinder der Zukunft dürfen keine Mütter mehr haben wie die meine. Das ist das höchste Ziel der Revolution«. ⁶⁶ Wenn auch Delphine selbst nicht an dieser Zukunft Teil hat, so ebnet sie doch als Mutter, die in der Erziehung weitergeben kann, was sie als gut und richtig erkannt hat, ihrem Sohn den Weg dorthin.

Im Vergleich mit den untersuchten frauenpolitischen Essays von Lily Braun, in denen sie eindeutige, aber jeweils sehr verschieden orientierte Antworten auf die Frage nach der politischen Teilhabe der Frau am Neuaufbau der Gesellschaft gibt, ist eine unauflösbare Spannung zu konstatieren. Im literarischen Medium finden sich ähnlich gegensätzliche Momente, aber sie werden durch die multiperspektivische Darstellungsweise, die die Briefe erlauben, in der Schwebe gehalten. Durch den Rückbezug auf eine historische Vergangenheit wird zudem das Widersprüchliche auf der Zeitachse versöhnt. Denn proleptisch kann auf eine langfristige Entwicklung zum Guten angespielt werden, die das geschichtlich kundige Lesepublikum als zukunftsgewiss ansehen kann. Die

⁶² Ebenda, S. 274.

⁶³ Ebenda, S. 331.

⁶⁴ Ebenda, S. 329.

⁶⁵ Ebenda, S. 337.

⁶⁶ Ebenda, S. 309.

innere Zerrissenheit der Protagonistin zwischen alten und neuen Werten findet ihre sinnstiftende Auflösung über die Mutterschaft – die Heldin entsagt ihren eigenen Zielen zugunsten ihres Sohnes – und in der Andeutung, gerade das sei der entscheidende Beitrag der Frau für eine gesellschaftspolitische Weiterentwicklung in der Zukunft. Der Roman offenbart, in welchem Punkt Braun und Reuter sich treffen, nämlich in der Bedeutung der Mutterschaft.⁶⁷ Dem politischen Revolutionsmodell wird mit Delphines Entscheidung die langsame Entwicklung aus dem Persönlichen heraus gegenübergestellt, und zwar als Erziehungsmodell im generationellen Prozess.

Zum Schluss: ›Weimar‹ als Modus der Reflexion

In Lily Brauns *Lehrjahren* der *Memoiren einer Sozialistin* urteilt eine Weimarer Tante im Kreise der um sie versammelten Künstler über die Klassikerstadt, diese sei ein mit Tradition und »Schaffenskraft gesättigt[er]« Ort, aber die wirkliche Welt liege jenseits davon. »[H]inaustreiben möcht' ich euch alle miteinander«, sagt sie – und Lily Braun lässt sie das speziell in Richtung einer »schüchternen kleinen Schriftstellerin« sagen.⁶⁸ Es ist Gabriele Reuter, die Braun – etwas gehässig – als Teil der engen, gestrigen Welt darstellt: »ein Mädchen – nicht jung, nicht alt«, »in altmodischem Sammetkleid und glattgescheiteltem Haar«, »oft als großes dichterisches Talent gepriesen«.⁶⁹ Alix, alias Lily, sagt sich von dieser Welt los.

Für Lily Brauns politische Aktivitäten im Umfeld der Berliner Sozialdemokratie mag dies gelten. Im Literarischen aber bleibt sie ›Weimarerin‹ – an Vergangenes anschließend: Auf der Folie einer früheren Epoche lässt sie im Roman die Umwälzungen und Fragen der eigenen Zeit spürbar werden. Damit aber zeigt sich, dass der Bezug auf das Alte nicht nur rückwärtsgewandt ist, sondern eine Perspektive für die Auseinandersetzung mit der Gegenwart ermöglicht.

Ein Weiteres ist hinzuzufügen: Der Modus des Gesprächs im gesellschaftlichen Salon, der zum ›Weimarer Geist‹ gehört, befördert die Verbindung zwischen Privat-Persönlichem und Gesamtgesellschaftlichem, die bei beiden Schriftstellerinnen auf unterschiedliche Weise wichtig ist. Bei Reuter liegt darin

67 Hier zeigen sich unerwartete Anknüpfungsmöglichkeiten: Delphines Haltung, die auf Mutterliebe beruht und eine leidenschaftliche Partnerliebe transzendiert, erscheint als Verkörperung dessen, was Reuter im Essay *Liebe und Stimmrecht* als »höchste Liebe« entworfen hatte. Allerdings steht dies in Brauns Roman in einem gesellschaftsbezogenen Rahmen, wie er etwa in Reuters früherem Essay *Die Erziehung des Mannes durch die Frau* anklingt. Vgl. zum Stellenwert von Mutterschaft in Brauns *Memoiren*: Ute Lischke: Lily Braun (Anm. 43), S. 95.

68 Lily Braun: *Memoiren* (Anm. 54), S. 406.

69 Ebenda, S. 405.

der argumentative Ausgangspunkt für den Beitrag von Frauen zum allgemeinen Fortschritt, wie sie ihn in den untersuchten Essays explizit ausführt. Bei Braun schlägt sich eine solche Verbindung im literarischen Werk nieder: am deutlichsten vielleicht im Briefroman *Die Liebesbriefe der Marquise*, den man auch als Selbstversicherung in Krisenzeiten verstehen kann.

Der Konstellation lässt sich etwas Symptomatisches abgewinnen, das auch auf geschlechterpolitische Positionen zu beziehen ist: ein verstärkter Rückbezug auf Traditionsbestände, die aber unter dem Einfluss des herannahenden Kriegs neu aufgeladen werden. Was sich bei Braun zunächst als Rücknahme emanzipatorischer Vorstöße der Jahrhundertwende liest, zeugt gleichzeitig von einer Neu-Interpretation traditioneller Werte wie der Mutterschaft im Sinne einer selbstverständlichen Teilhabe am gesamtgesellschaftlichen Projekt politischer Revolutionen und auch am Weltkrieg. Bei Reuter dient das Kriegsszenario sogar als Steigerung ihres zentralen Anliegens: der Persönlichkeitsentwicklung der Frau als gesellschaftsnotwendigem Prozess. Braun und Reuter zeigen auf unterschiedliche Weise exemplarisch, wie stark, aber auch mit welchen inhaltlichen Verschiebungen die ›Frauenfrage‹ im Argumentationskontext des Kriegs und unter den Bedingungen einer allgemeinen und von den Autorinnen mitgetragenen Kriegsbegeisterung präsent blieb.